

10000

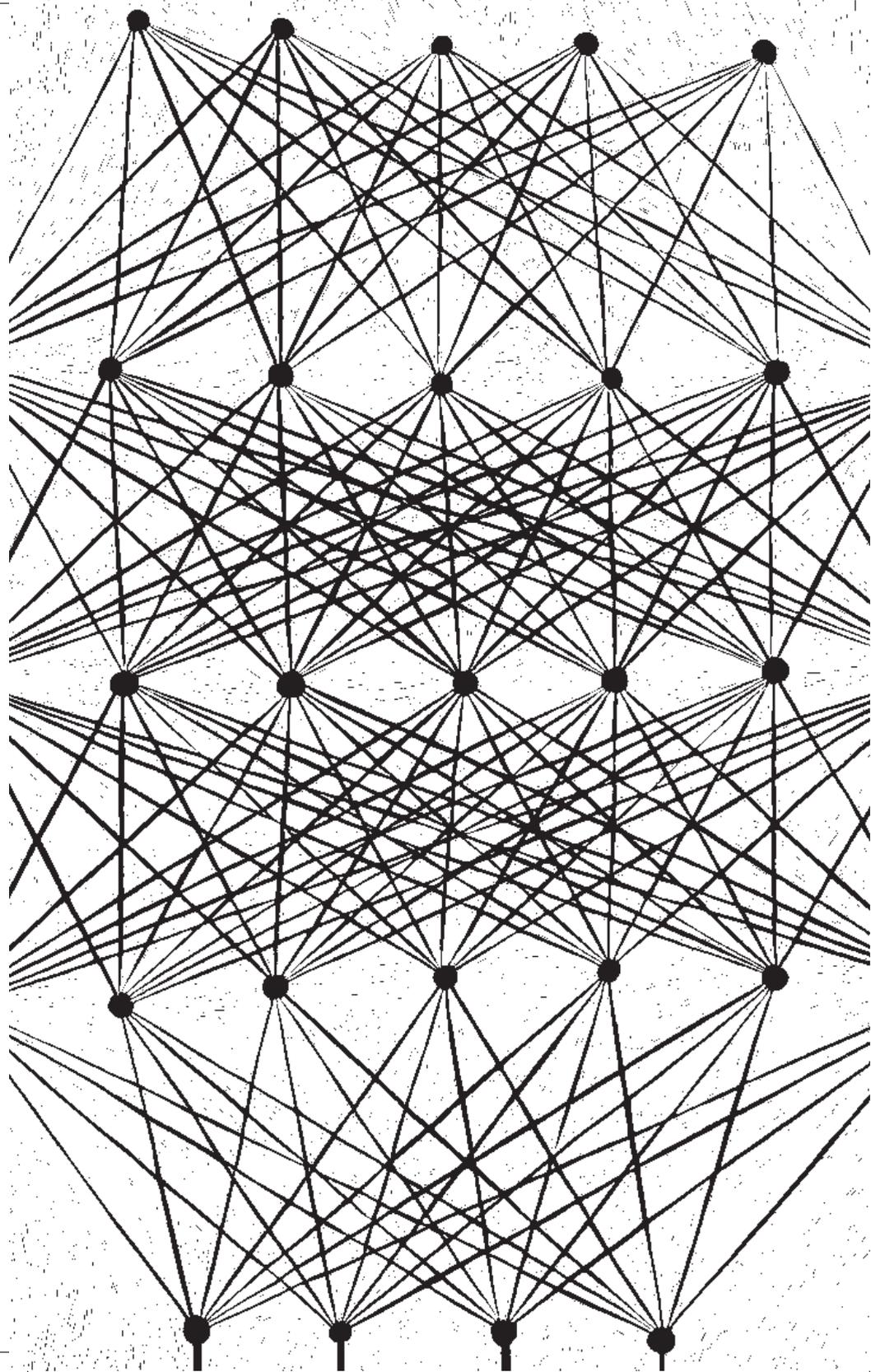
Yorick Goldewijk

Und

Zweifle nicht, zögere nicht,
hinterfrage nicht.

ich

dragonfly



1000

Yorick Goldewijk

und

Zweifle nicht, zögere nicht,
hinterfrage nicht.

ich

Aus dem Niederländischen von
Sonja Fiedler-Tresp

dragonfly

1. Auflage 2025
Deutsche Erstausgabe
© 2025 Dragonfly in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
info@harpercollins.de
Alle Rechte für die deutschsprachige Ausgabe vorbehalten
Text: © 2023 Yorick Goldewijk
Originaltitel: »Duizend & ik«
Erschienen bei © Uitgeverij Ploegsma, Amsterdam 2023
Übersetzt von: Sonja Fiedler-Tresp
Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.
Gesetzt aus der Franziska OT
von Simone Horlacher/HarperCollins
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany · ISBN 978-3-7488-0278-5

www.dragonfly-verlag.de
Facebook: facebook.de/dragonflyverlag
Instagram: @dragonflyverlag

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheber/Urheberinnen und des Verlags bleiben davon unberührt.*



Druckprodukt mit finanziellem
Klimabeitrag
ClimatePartner.com/15109-2009-1001



*Für dich und für Nächte wie damals
auf der Plattform des alten Eisenbahnwaggons,
in einer Welt, in der es nur uns
und unsere Träume gab.*

1

Anders

Immer wenn ich aus dem Fenster über die schneeweißen Türme von Surdus blicke, denke ich an Flucht. Und jedes Mal erschrecke ich mich aufs Neue bei diesem Gedanken. Versuche, ihn zu unterdrücken, vor lauter Angst, er könnte bemerkt werden. Aber so ganz verschwindet er nie, ein kleines Stück von ihm schlummert immer in meinem Hinterkopf weiter.

Zwischen den letzten Türmen in der Ferne ist gerade so der Wall zu erkennen, der wie ein weißer Ring rund um die Stadt liegt. Das Meer dahinter kann ich von meinem Fenster aus nicht sehen, und das ist wahrscheinlich auch besser so. Aber ich kann es riechen. Und manchmal kann ich es hören.

In der Ferne schlägt die Uhr zum zweiten Mal. Der Klang bleibt zwischen den Türmen hängen wie Nebel. Aus dem Lautsprecher in der Wand über meinem Bett ertönt Evis Stimme. *Zweiter Schlag, 8. Kalibrierung im Terminal.*

»Danke«, sage ich.

Wer bist du?, fragt Evi.

Weil ich nicht anders sein will, sage ich: »Ich bin eine Unbeseelte. Ich habe keinen Wert. Mein Dasein hat seinen Sinn im Dienst für die Beseelten. Ich bin nichts.«

Daher fügen wir uns unseren beseelten Meistern, sagt Evi.

Ich nicke in Richtung Wand und bemühe mich, Dankbarkeit zu empfinden. Evi sorgt dafür, dass ich auf dem richtigen Weg bleibe und keine Abtrünnige werde. Ich weiß, was mit den Abtrünnigen passiert. Ich habe es schon öfter gesehen. Das letzte Mal erst vor ein paar Tagen. Abtrünnige werden beendet.

»Danke«, sage ich noch einmal.

Aber manchmal, wenn ich nicht aufpasse, lasse ich meine Hände über mein Gesicht streichen. Dann tasten meine Fingerspitzen alles ab, die Haut und die Knochen darunter. Sie fahren mein Jochbein nach, den Nasenflügel, die Lippen: eine unbegreifliche Masse lebender Materie. Es fühlt sich für mich an, als würde ich mit jeder Zelle meines Körpers unmittelbar verbunden sein, als würde ich der Energie, die durch meine Nervenbahnen schießt, nachspüren. Manchmal starre ich bewegungslos auf die weiße Wand und habe stärker als je zuvor ein Gefühl von *sein*. Ich bin nicht nichts, denke ich dann. Und erschrecke sofort über diesen abtrünnigen Gedanken und schwöre mir, mein Gesicht nicht noch einmal zu berühren.

Und trotzdem tue ich es wieder.

Der dritte Schlag ertönt. Ich drehe mich um und trete aus meiner Wohnzelle heraus, laufe durch den dunklen Gang und ins Treppenhaus. Das Geräusch meiner Schritte auf dem Beton hallt von den Wänden wider. Ich steige dreißig Stockwerke nach unten zum Ausgang, öffne das eiserne Tor und trete hinaus auf die Promenade.

Hör zu, sei gehorsam, folge.

Zweifle nicht, zögere nicht, hinterfrage nicht.

Sei hilfreich und ergeben.

Unterwirf dich dem Willen der Beseelten.

Die Prinzipien. Endlos wiederholt, Tag und Nacht.

Für einen Moment fühle ich den Wind über meine Fingerspitzen streichen. Dann ist das Gefühl wieder verschwunden, und ich fühle nichts, genauso, wie es sich gehört, genauso, wie ich es will. Ich richte den Blick zu Boden und folge der Promenade in Richtung Bahnhof. Erst als ich neben mir eine Bewegung wahrnehme, bemerke ich, dass ich schon zwischen den anderen laufe. Alle sind genau wie ich, alle laufen mit dem Blick zum Boden, alle im Gleichschritt.

Von oben erklingt das bedrohliche Surren der Seher. Ich nehme sie aus dem Augenwinkel wahr: ihre scharfkantige, eckige Form, die tiefschwarze Haut, ihre beängstigende Wendigkeit, die allen Naturgesetzen trotzt. Und ihr glänzendes Auge, genau in der Mitte, mit diesem Blick, der sich direkt in meinen Kopf hineinzubohren scheint. Auf der Suche nach Abweichungen in mir.

Obwohl ich genau weiß, dass absolut nichts der Aufmerksamkeit der Seher entgeht, stelle ich mich wieder auf die

Zehenspitzen und lasse den Blick über die Tausenden identischen Haarschöpfe schweifen. Jedes Mal hoffe ich, dass auch eine der anderen aufschaut, dass ein Blick meinen kreuzt - auch wenn ich weiß, dass das niemals geschehen wird. Auch jetzt nicht. Die Haarschöpfe wiegen sich im immer gleichen Rhythmus über die Promenade, Tag für Tag. Wie ein massives, totes Meer.

Ich brauche zwanzig Minuten zu Fuß bis zum Bahnhof, und jedes Mal hoffe ich, dass ich nichts fühle, dass ich genau wie die anderen ungerührt den Weg hinter mich bringen kann, den Blick zum Boden gerichtet, kein bisschen abtrünnig. Aber das schaffe ich so gut wie nie. Es reicht ein Sonnenstrahl, der zwischen den Türmen hindurchdringt und auf mein Gesicht fällt, und schon ist es um mich geschehen. Dann schließe ich die Augen und stelle mir vor, ich würde auf dem Licht schweben, als wäre ich schwerelos. Manchmal ist mir, als könne ich das Meer riechen und als würden meine Gedanken durch den Beton hindurch über den Wall gezogen, wo sie über den Wellen hängen bleiben und ich sie unter keinen Umständen mehr zurückholen kann. Manchmal werde ich von dem Gefühl überfallen, dass ich ganz woanders bin, dass ich irgendwo allein jenseits von Zeit und Raum herumschwebe, während hier auf der Promenade zwischen den Tausenden anderen meine Hülle seelenlos weiterschluft.

»Nicht abschweifen, Dummkopf«, murmele ich mir selbst zu. Und höre über mir bereits das Surren der Seher.

Warum kann ich nicht einfach so sein wie die anderen? So wie ich sein sollte? Warum kostet es mich oft so viel Mühe, Dinge auf sich beruhen zu lassen? Mühe zu haben, etwas zu tun – okay. Aber es zu lassen? Das kann doch nicht so schwer sein?

Die Promenade ist von Dutzenden von Wohntürmen gesäumt, alle weiß und glänzend in der Sonne, genau wie meiner. Aus diesen Wohntürmen treten nach und nach die anderen heraus und schließen sich an. Ohne zu drängeln, ohne zu zögern, im Gleichschritt. Sie sind schon immer da gewesen, genau wie die Türme, der Wall. Tausende von ihnen, alle in ihren eigenen Wohnzellen, alle genau wie ich, dieselben Gesichter, dieselben Haare, dieselben weißen Kleider. Niemand von ihnen spricht jemals ein einziges Wort. Nicht mit mir, nicht mit den anderen. Es ist keine dabei, die aufsieht oder eine andere ansieht.

Mich ansieht.

Immer wenn in der Ferne der Bahnhof mit seinem mächtigen gewölbten Dach auftaucht, muss ich an den Rippenbogen eines Riesenwalfischs denken. Und dann frage ich mich: Ein Wal, 8? Wie kommst du darauf? Hast du etwa jemals einen Wal gesehen?

Nein, habe ich nicht, denke ich. Und trotzdem habe ich diese Gedanken. Ich habe mich schon oft gefragt, woher das Bild kommt und die vielen anderen Bilder, die ich im Kopf habe. Bilder von Dingen, die so echt und so detailliert wir-

ken. Aber wenn ich in meinen Gedanken tiefer nach ihrer Herkunft wühle, stoße ich auf nichts – auf Leere. Und dann überfällt mich eine Angst, die mir so den Atem raubt, dass ich auf der Stelle aufhöre zu wühlen.

Unter dem Rippenbogen des Wals liegt ein Netzwerk aus Stahltreppen und Zwischenebenen, die zu den Bahnsteigen führen. Ich finde den Weg zu meinem Bahnsteig in der Masse problemlos, steige Treppen hoch und runter, ohne eine der anderen auch nur für einen winzigen Moment zu berühren. Das Geräusch von Zügen, die abfahren und bremsen, ist zu hören, das Zischen der auf- und zugehenden Zugtüren, die Tausenden Schritte auf Stein und Metall, die alle fast im Gleichschritt gehen. Aber es wird nicht gesprochen, nicht gehüstelt, nicht gelacht. Alle schweigen.

Auf dem Gleis wartet mein Zug. Als sich die Türen öffnen, steige ich ein und nehme auf einem der Kunststoffsitze am Fenster Platz. Der Zug setzt sich in Bewegung, und auch meine Gedanken nehmen Fahrt auf.

Die anderen starren fest auf ihre Knie, und ich mache es genau wie sie, schaffe es aber nicht, zu ignorieren, dass da draußen eine Stadt an mir vorbeizieht, eine Stadt unter blauem Himmel im Sonnenschein. Ich glaube, ich bin die Einzige, die das nicht ignorieren kann, und ich weiß, dass es nie gut ist, die Einzige zu sein, denn wenn du die Einzige bist, bist du etwas. Und wenn du etwas bist, dann willst du etwas, dann wirst du träumen, denken, zweifeln.

Aus den Lautsprechern in der Decke erklingt Evis Stimme. Sie trägt die Prinzipien vor, wieder und wieder und wieder.

Hör zu, sei gehorsam, folge.

Zweifle nicht, zögere nicht, hinterfrage nicht.

Sei hilfreich und ergeben.

Unterwirf dich dem Willen der Beseelten.

Ich bin dankbar dafür, denn die Worte geben mir Struktur. Sie halten mich davon ab, das Gesicht zum Fenster zu drehen. Als der Zug an eine Steigung kommt, weiß ich genau, wo ich bin. Die Sonne steht noch tief und flackert zwischen den Türmen wie pulsierendes Licht. Aber ich sehe sie aus dem Augenwinkel, wenn ich ganz genau darauf achte, was ich eigentlich versuche zu *vermeiden*. Mit jedem Lichtstrahl blitzt sie kurz hinter den Gebäuden auf. Und gleichzeitig direkt über dem Wall: kleine Stückchen blaugraues Meer.

Hör zu, sei gehorsam, folge.

Zweifle nicht, zögere nicht, hinterfrage nicht.

Sei hilfreich und ergeben.

Unterwirf dich dem Willen der Beseelten, erklingt es immer noch ohne Unterlass.

»Evi, betäub mich«, flüstere ich. Aber ein verträumtes Lächeln auf den Lippen kann ich trotzdem nicht unterdrücken.

Kalibrierung

Jeden Morgen, wenn der Zug am Großen Platz vor dem Terminal zum Stehen kommt und ich mit den anderen aussteige, spähe ich zur Spitze des Gebäudes hinauf. Während die anderen fest geradeaus schauen, wandert mein Blick für einen Moment zum Himmel, wo der Terminal wie ein gigantisch aufragender weißer Steinblock die Luft in zwei Teile spaltet. Aber nach oben hin scheint der Bau unendlich zu sein. Es ist schlicht keine Spitze zu sehen. Auch hier hallen die Prinzipien über uns hinweg. Noch viel auffälliger ist aber das Surren der Seher.

»Bleib ruhig, 8«, flüstere ich mir selber zu. Ich bin viel zu wach, viel zu lebendig. Und die Seher merken alles. Es ist gar nicht lange her, dass auf dem Großen Platz eine der anderen beendet wurde. Soweit ich weiß, geschieht es immer dort, wo jede andere es mitbekommt. Eine öffentliche Hinrichtung, die mit sicherer Regelmäßigkeit wiederholt wird,

als Mahnung für uns alle. Beim letzten Mal war ich gerade aus dem Zug gestiegen. Der Große Platz war voll und plötzlich – mitten in den Prinzipien – schwiegen die Lautsprecher. Evis Stimme sprach auf einmal direkt zu uns:

Es gibt zwei Wege, Surdus zu verlassen. Sei gehorsam und folgsam und selbstlos. Sei niemand. Dann bist du eines Tages bereit für die Überfahrt. Ein sinnvolles Dasein im Dienste der Beseelten wird deine Zukunft sein. Abtrünnige hingegen erwartet nur das Los des Vergessens. In diesem Moment ist eine Abtrünnige unter euch. Die Seher werden sie aufspüren, und sobald sie gefunden ist, werden sie ihre Beendigungsprozedur in Gang setzen. Es ist Pflicht, während der gesamten Prozedur zuzuschauen. Ihr Los möge euch allen eine Warnung sein.

Die Seher sammelten sich am Rande des Großen Platzes. Wir alle traten lautlos einen Schritt zurück und bildeten einen großen Kreis. Eine von uns blieb in der Mitte zurück, wie erstarrt. Sie saß zusammengesunken da und streckte den Sehern die Hände entgegen, als ob sie sich schützen wollte. In diesem Moment wurde ich von einer großen Traurigkeit überspült, gegen die ich nicht ankam. Natürlich wollte ich das nicht, denn Trauer zu spüren, ist ein großes Übel. Schon allein deshalb hätte ich an ihrer Stelle stehen müssen. Und außerdem war sie eine Abtrünnige und verdiente ihre Beendigung. Trotzdem spürte ich diese Traurigkeit in mir aufsteigen. Zum Glück hat es mir niemand angemerkt. Mit trockenen Augen starrte ich auf die Abtrünnige, so wie es sich gehört. Ich wandte den Blick nicht noch einmal ab, ich bekam alles ganz genau mit.

Zuerst wirkte sie ein bisschen unscharf, so als ob ich morgens aus dem Tiefschlaf erwachen und als Allererstes sie sehen würde. Aber schon nach wenigen Sekunden hatte sich alles, was sie ausmachte, zu einer abstrakten grauen Fläche verwaschen. Dann war dort nur noch die leere Straße, und meine Trauer verwandelte sich in Angst. Angst vor dem, was in mir vorging. Vor dem sinnlosen Tagtraum, den ich immer häufiger zuließ. Vor falschen Gedanken, die sich in meinem Kopf breitgemacht hatten.

Mir ist bewusst, dass die Seher auch jetzt da sind, sie kreisen über dem Großen Platz, und mir ist, als ob sie kurz über mir verharren, als ob sie spüren, dass mit mir etwas nicht in Ordnung ist. Ich bringe alle Gedanken in meinem Kopf zum Schweigen und laufe, so sittsam ich kann, zwischen den anderen zum Eingang des Terminals.

Oft denke ich an Evis Worte auf dem Großen Platz: *Ein sinnvolles Dasein im Dienste der Beseelten wird deine Zukunft sein.* Ich versuche dann, mir genau das vorzustellen. Die Beseelten ähneln uns, soviel weiß ich. Sie leben in Städten, die wie Surdus aussehen. Ich weiß auch, dass sie miteinander reden und sich ansehen. Dass sie lachen und weinen und streiten. Dass sie sich durch Gefühle leiten lassen. Dass dies ihre Kraft, aber auch ihre Schwäche ist. Dass Evi versucht, uns genau das abzugewöhnen. Und dass ich das nicht wirklich schaffe, das weiß ich auch.

Immer wenn ich den Terminal betrete, wird mir schwindelig. Die Wände sind so perfekt gleichmäßig weiß, dass ich nicht erkennen kann, wie groß er wirklich ist. Jedes Gefühl für Raum scheint zu schwinden. Ich schwanke kurz, wie so oft. Soweit ich weiß, schwanken die anderen nie, sondern laufen ungerührt weiter. Wenn ich den Blick nach oben richte, ist es, als würde ich in die Unendlichkeit schauen. Die Wände scheinen endlos weiterzugehen, bis sie sich irgendwo im Weiß verlieren. Sobald ich hier drinnen bin, fühle ich mich unbehaglich und nackt. Als ob sich irgendwo dort oben etwas versteckt hält, das mich anschaut. Das mich beobachtet und beurteilt und versucht, in mich einzudringen. Und ich weiß, dass es gleich noch schlimmer werden wird, viel schlimmer.

Wie immer versuche ich, mich über mein Unbehagen hinwegzusetzen und mich, ohne groß nachzudenken, vom Strom der anderen mitziehen zu lassen. Vor mir, mitten im Terminal, liegt das Labyrinth der tausend Kammern, in denen irgendwo der Rest des Tages auf mich wartet.

Den Weg zu meiner Kammer finde ich natürlich problemlos. An ihrer Tür steht in dicker schwarzer Tinte mein Name: 8. Ich gehe hinein und nehme auf meinem Hocker Platz. Die weißen Wände um mich herum sind dünn und reichen mir etwa bis zur Stirn, über mir ist das unendliche Weiß des Terminals und vor mir der Bildschirm.

Der vierte Schlag ertönt. Auf dem Bildschirm erscheint ein schwarzes Viereck. Darunter die Frage: *Ist dieses Viereck schwarz oder weiß?* Ich tippe auf *schwarz*. Aus den Kammern

um mich herum höre ich das Geräusch von Tausenden von Fingern, die auf Bildschirme tippen. Der Tag hat begonnen.

Das nächste Bild ist eine Flasche. Die Frage: *Ist das eine Flasche oder eine Katze?* Ich tippe auf *Flasche*.

Ein Kreis: *Ist das ein Kreis oder ein Sechseck?* Kreis.

Wie viele dieser Fragen wohl an einem einzigen Tag an mir vorüberziehen? Tausende, vielleicht sogar Zehntausende. *Ist das ein Dreieck oder ein Viereck?* Viereck. *Hat der Tisch drei oder vier Beine?* Vier. *Ist die Vase rot oder grau?* *Sind das zwei oder drei Punkte?* *Ist das eine Sechs oder eine Sieben?*

Noch nie musste ich über eine Frage nachdenken. Jede Antwort ist so eindeutig, dass es unmöglich ist, sich zu irren. Darüber habe ich mich schon manches Mal gewundert. Eine Zeit lang habe ich erwartet, dass die Fragen langsam, aber sicher schwieriger würden, dass ich konzentriert bleiben muss, dass dies ein Test meiner Fähigkeiten ist. Aber es ist kein Test. Die Antworten bleiben immer gleich eindeutig, jeden Tag aufs Neue. Ich glaube, inzwischen weiß ich auch, warum. Natürlich sind die Antworten eindeutig. Natürlich dient das Antippen der richtigen Antwort keinem bestimmten Zweck. Aber es jeden Tag wieder gehorsam aufs Neue anzugehen – das ist der Test. Das ist der richtige Weg.

Die Prinzipien zu hören, ist eine Sache, aber sie zu leben eine andere.

Also haste ich eifrig durch die Fragen und hoffe, dass mein Eifer auch auffällt. Jedes richtige Tippen bringt mich näher zur Überfahrt, da bin ich sicher. Zu einem sinnerfüllten Dasein auf der anderen Seite des Meeres, hinter dem Wall. Jede

Zelle meines Körpers ist auf dieses Ziel hin ausgerichtet. Und ohne meine störenden Tagträume wäre ich schon längst bereit dafür.

Unwillkürlich wandert mein Blick vom Bildschirm nach oben, ins Weiß. Es kommt mir von Tag zu Tag schlimmer vor, jeden Tag scheint irgendetwas von dort oben tiefer in mich einzudringen. Etwas, was nicht zu mir gehört, das einfach in meinen Kopf hineinkriecht, während ich Bildschirm für Bildschirm auf die richtigen Antworten tippe. Mir ist klar, dass ich mich beugen sollte, dass es falsch ist, mich zu wehren, aber es macht mich krank. Ich spüre, wie es meine Poren durchdringt, von innen an meinem Kopf entlangreißt, mir ins Herz und in die Knochen sticht. Etwas, das brennt und reinigt.

Etwas, das zuhört.

»Ich bin nichts«, flüstere ich, in der Hoffnung, diesem Etwas damit zu gefallen, während ich verzweifelt weiter die richtigen Antworten antippe und versuche, mein Unbehagen wegzudrücken. »Ich will nichts und finde nichts.«

Ich lasse alles in mir geschehen. Ich tippe und tippe und tippe, *vorne, links, blau, zwei, oben, rechts, offen, rosa, kleiner*, während das endlose Weiß des Terminals jede Zelle meines Körpers durchdringt, bis nichts mehr von mir übrig bleibt als mein Finger auf dem Bildschirm, meine korrekten, schnellen Antworten, bis ich nichts mehr fühle als Hingabe.

Ich bin auf dem richtigen Weg. Jedenfalls in diesem Moment.

Als würde jemand eine Glasglocke von der Welt abheben,

füllt sie sich plötzlich wieder mit Raum und Luft. Aus der Ferne ertönt der fünfte Schlag, und um mich herum höre ich tausendfaches Seufzen, gefolgt vom Scharren von Tausenden von Füßen. Der Tag ist um. Ich bin so müde, dass ich mich am liebsten an Ort und Stelle auf den Boden legen würde, aber trotzdem stehe ich auf, verlasse meine Kammer und schlurfe zum Ausgang, hinaus aus dem Terminal und auf den Großen Platz, wo es inzwischen dämmerig geworden ist.

Als ich im Zug sitze und spüre, wie er sich in Bewegung setzt, starre ich fest auf meine Knie. Aber meine Hingabe scheint mit jedem Atemzug mehr zu verdunsten. Ich bin nicht nichts – noch immer nicht, erkenne ich. Und ich will nicht nichts und ich finde nicht nichts. Und ich zweifle schon wieder an allem, so sehr ich auch dagegen ankämpfe. Ich seufze meine Lunge über die Köpfe der anderen hinweg leer, während mein Blick schon wieder zum Fenster wandert.

Und auf einmal sehe ich dir direkt in die Augen.